

GRAF

*Eine Sommergeschichte*



DER

RAX RINNEKANGAS

LESEPROBE

FLIEHT

RAX RINNEKANGAS

DER  
MOND  
FLIEHT

Eine Sommergeschichte

Aus dem Finnischen  
von Stefan Muster



Für die, die sich erinnern

Die Vergangenheit ist ein Ort,  
wo sich die Dinge anders zutragen.  
Joseph Losey, *The Go-Between* (*Der Mittler*)

FREUDE

AUF DEN TOD nahmen wir keine Rücksicht. Wir kannten ihn nicht und dachten auch nicht an ihn, bis er in jenem Sommer in unser Leben trat.

An den Schönwettertagen im Juni, als wir alle – Sonja, Leo und ich – noch am Leben waren, rannten wir oft wie verrückt. Wir rannten jeder für sich, stießen uns absichtlich an oder hielten uns an den Händen, wir rannten unermüdlich lachend oder aber stumm und uns gegenseitig belauernd vom großen Hof in die Fichtenallee, über die Landstraße auf die Wiesen, vorbei an den abgelegenen Scheunen, bis zum Karkalamoor oder am Viehstall entlang hinunter zum Fluss, unter dem Windrad mit seiner Fahne hindurch und über das Schattenbild hinweg, das es auf den Sand warf, quer über die Kuhweide mit dem hohen Gras bis zum westlichen Grenzstein des Bauernhofs Latvala.

Manchmal saßen wir erschöpft vor Glück auf der Milchabholstelle am Straßenrand und ließen die nackten Beine in den summenden Mückenwolken baumeln. Was war die Luft in solchen

Stunden von einem Gefühl der Zusammengehörigkeit erfüllt! Und mit welcher trostloser Zielstrebigkeit fuhr dann ein einzelner Lastwagen vor unseren Augen auf der staubigen Landstraße gen Norden.

»Der fährt nach Lappland und hat Sonja trotzdem nicht mitgenommen«, konnte Leo in solchen Momenten ausrufen und Sonja dabei in die Seite kneifen.

»Ach ihr«, verzog Sonja den Mund. »Ihr Dummköpfe versteht überhaupt nichts. Wenn ich irgendwo hingeh, dann nur in den Süden.« Und sie sprang von der Milchsammelstelle, stürmte mit wehendem weißblonden Haar wieder los und rief, wir sollten ihr folgen.

In solchen müßigen Nachmittagsstunden kam es vor, dass wir weit nach Südosten liefen, an den Äckern entlang zum alten Schlangengeröll, fast bis zum Wald. Aber wir verirrt uns vorsätzlich, denn vom Schlangengeröll aus hatten wir den besten Blick auf das Haus, das mit dem Schicksal auf du und du stand.

Es lag im Schatten der Fichten, ein massives graues Blockhaus mit einem länglichen Nebengebäude, das Sauna und Holzschuppen barg. Üblicherweise hob sich an der einen Giebelseite ein mächtiger Stapel Baumstämme gegen den dunklen

Waldrand ab und dazu eine kleine, rustikale Sägerei. Das Haus wirkte verlassen, aber es wohnte darin mein Großvater Mooses Kallio. Manchmal stieg auch an heißen Tagen weißer Rauch aus dem roten Schornstein über den unbelebt wirkenden Fenstern auf, und dann hieß es in der Gegend, »jetzt verbrennt der Mooses wieder seine schlechten Erinnerungen« oder »jetzt vernichtet der Mooses seine sündhaften Franken«. Doch nie hatte jemand irgendetwas beweisen können.

Das Leben meines Großvaters beschäftigte uns Kinder nicht weiter, denn er war für uns kein wirklicher Mensch. Er war für uns ein Etwas, das wir kannten, so wie wir die erhabenen Wälder am Horizont, das Schlangengeröll oder den »Prügelmann« kannten, den Galgenbaum in der Flussbiegung zum Dorf hin, weshalb wir an Mooses eigentlich nicht als selbstständiges Menschenwesen dachten, schon gar nicht aus unserer Sicht der Wirklichkeit, sondern als eine Art Kreatur, denn wir hatten ihn nur sehr selten und auch dann nur aus der Ferne gesehen. Dennoch stellte er eine Besonderheit dar – Mooses, mein Großvater. Er repräsentierte das menschliche Schicksal in einer Form, die wir als Kinder nicht verstanden. Von klein auf wurden wir dazu erzogen, über ihn zu schweigen, und so lernten wir das Schwei-

gen über ihn. Aber das mit dem Schicksal auf du und du stehende Haus, in dem er wohnte, befand sich in unserer Nähe, weshalb wir ihn unbewusst ständig in Erinnerung hatten. Ich erwähne das, weil mein Großvater im Hinblick auf die Ereignisse jenes Sommers wichtig war. Er schnitzte die Pfähle.

Vor ziemlich langer Zeit hatte er plötzlich seinem Schicksal eine andere Wendung gegeben. Mitten in den Kriegsjahren hatte er eines kalten Dezembermorgens, nachdem seine Frau an einer Herzkrankheit gestorben war, all seine Kinder in Schaffelle gewickelt und auf den Schlitten geladen und die Fuhre dann außerhalb des Dorfes an der Landstraße abgestellt. Er selbst ging nach Frankreich, nach Paris, wo er sich der Fremdenlegion anschloss.

Man holte die Geschwister, vier an der Zahl, aus der Kälte und gab sie als Pflegekinder auf den Latvala-Hof. Mein Vater, der Älteste der vier, war damals neun Jahre alt und das jüngste Kind, mein Onkel Antero, gerade erst fünf Monate. Latvala lag am Fluss und gehörte entfernten Verwandten von ihnen. Dort wuchsen sie im Schatten des Glaubens heran.

Über viele Jahre hinweg hatte man von meinem Großvater nichts gehört. In der Gegend ging



bereits die Überzeugung um, er sei irgendwo an den finsternen Fronten Afrikas gestorben, wo alle Legionäre angeblich hingeschickt wurden. »Gott hat ihn dort von einem guten Neger erschießen lassen«, erzählte man im Dorf und fügte hinzu: »Denn Gott hat den Negern die zielsichersten Patronen geschenkt, damit sie die Sünden der vom Bösen bewohnten Legionäre bekämpfen.« Derartiger Volksglaube verbreitete sich von Hof zu Hof, und in Gebetskreisen und bei Erweckungsversammlungen betete man sogar für den Tod meines Großvaters. In Latvala aber wusste man es besser. »Das Böse kehrt immer auf die Erde zurück – und so wird auch Moores einst zurückkehren«, meinte Onkel Eino, als mein Vater noch ziemlich jung war, und Tante Marjaana schloss ein Gebet an. Eines Frühjahrs, nach dem Generalstreik und vierzehn Jahre nach seinem Weggang, kehrte mein Großvater dann tatsächlich in seine Heimat zurück.

Es war Ende März, an einem Morgen mit Schneematsch, als im Kirchdorf ein Reisender aus dem Bus stieg, der sich in jeder Hinsicht von den anderen Reisenden unterschied. Er war ein großer, schmaler Mann mit sonnenverbrannten Wangen und ernstem Blick. Er steckte in einem braunen Baumwollanzug, trug den Mantel über dem

Arm, und zu seinen Füßen stand eine Ansammlung von fünf Lederkoffern. Er wirkte müde, wortkarg und geistesabwesend, gerade so, als wäre er in Gedanken noch anderswo, weit weg. Aber diejenigen, die sich an jenem Morgen auf der Dorfstraße aufhielten, begriffen sofort: Mooses Kallio war zurück.

Sehr bald ließ sich der verhasste Mann in dem Haus am Waldrand nieder, in der äußersten südöstlichen Ecke der Ländereien, die zum Latvala-Hof gehörten. Bereits am Abend seiner Ankunft erschien Mooses auf dem Hof und wechselte einige leise Worte unter vier Augen mit Onkel Eino. Mehr war nicht nötig. Mooses bezog das Haus und fing somit ein neues Leben an.

Warum war man auf dem Latvala-Hof so schnell mit allem einverstanden gewesen? Onkel Eino und Tante Marjaana waren äußerst fromme Leute, die ihre unerschütterlichen Gefühle und Werte besaßen, doch vor dem Gesetz waren auch sie machtlos. Mooses Kallio verfügte nämlich über ein Erbrecht auf das Haus, und dieses Recht konnte man ihm nicht verwehren, auch wenn er in seinem Leben gegen das heiligste aller Gesetze verstoßen hatte. Notgedrungen nahm man seinen Einzug hin. In einer Hinsicht war das außerdem nicht schwer, denn die Kinder, die er ausgesetzt

hatte, lebten inzwischen anderswo, auch die jüngsten. Man hatte sie über die Höfe von Verwandten in der ganzen Provinz verteilt.

Mit den Jahren fand man sich mit der Anwesenheit meines Großvaters in der Gegend ab, obschon er als ein von den Toten auferstandenes Mysterium galt, dem man sich nicht freiwillig näherte. In der Anfangszeit wurde bei den Versammlungen freilich noch oft für seine verstockte Seele gebetet; er möge seinem in Afrika vereisten Herzen zusetzen, damit es erwache, er möge bereuen, zu ihnen kommen und Gott um Vergebung der Sünden bitten, aber Mooses kam nicht. Er fand seine Einkehr in dem Haus am Rand des Fichtenschwals. Dort lebte er lange Zeit still vor sich hin, allein, »mit seinen französischen Ideen und seinen schmutzigen Franken«, wie es in der Gegend hieß. Nicht einmal auf dem Latvala-Hof ließ er sich blicken. Bei seinen seltenen Gängen zum Einkaufen ins Dorf war er den Leuten gegenüber freundlich, doch sehr kurz angebunden. Auch das wirkte verwirrend. Manchmal sah man ihn in der Abenddämmerung in den Lankinen-Bus steigen und irgendwo hinfahren. Normalerweise blieb er dann wochenlang weg, und wenn er unvermutet wiederkam, setzte er das Einsiedlerleben in seinem Haus fort. Gezwungenermaßen änderte sich aber

doch die Meinung der Leute. Allerdings war es Mooses Kallio selbst, der das bewirkte, indem er sein Sägewerk gründete.

Eines Frühjahrs tauchten wie aus dem Nichts kleine Sägemaschinen neben dem Haus am Wald auf, und bald fand ein selbst gedrucktes Rundschreiben in der Gegend Verbreitung: Auf Bestellung Anfertigung von Bretterware, Zaunpfählen, Pfählen für Heureiter ... Und nach der ersten Verblüffung fragten sich die Bauern nach und nach, warum eigentlich nicht. War doch die fromme Gegend entlang des Flusses eine vitale, mittelgroße Landwirtschaftsregion, wo ständig gute Holzware für den täglichen Gebrauch benötigt wurde. Außerdem kannte man Mooses Kallio seit seiner Jugend als einen, der sich an der Säge geschickt anstellte. Und so gingen bei meinem Großvater immer mehr Bestellungen ein.

Im folgenden Winter bestellte auch Onkel Eino bei meinem Großvater mehrere Fuhren Pfähle für Heureiter, und damit schien etwas Unnatürliches überwunden. Sein altes Verbrechen verzieh man ihm jedoch nie. Obschon Onkel Eino mit meinem Großvater sogar einen Vertrag über regelmäßige Lieferungen schloss, wurde mein Großvater nie ins Haus gebeten. Alles, was mit den Bestellungen zu tun hatte, wurde draußen erledigt, entweder

auf dem Vorplatz von Latvala oder eben am Waldrand, wo Mooses seine Säge hatte. Das schien auch meinem Großvater recht zu sein. Er versorgte die Gegend mit guter Kurzholzware, hielt sich sonst aber von allem fern, und gegen diese Konstellation hatte keiner etwas einzuwenden, denn Mooses Kallio galt weiterhin als Kuriosum, das man nicht wie einen gewöhnlichen Menschen behandeln konnte. Noch immer schreckte man vor ihm zurück, und sein sündhaftes Handeln wollte man auf keinen Fall aus dem Gedächtnis verbannen; der gute Wille der Menschen reichte dafür nicht aus. Auf diese Weise wurde mein Großvater zu dem bösen Geist, der dafür sorgte, dass sich die anderen in der Gegend besser und barmherziger fühlen konnten. Vielleicht war dies der Grund, warum man ihm Arbeit gab.

All das erfuhr ich erst viel später, und zwar an einem Samstagnachmittag von meinem Onkel Antero. In jener entscheidenden Phase am Ende meiner Kindheit war ich in den Angelegenheiten der Erwachsenen noch völlig unbewandert. Ich war ein schwächtiges, sensibles Kind, in meinem Innern und in meinem Tun jungfräulich, und mein Großvater stellte für mich ein verblasstes Rätsel dar, das zu lösen ich längst aufgegeben hatte, dank der geradlinigen Erziehung meiner Eltern. Vor

allem aber, weil meine Gedanken einzig von Sonja und Leo beherrscht waren.

Als die entsetzliche Geschichte jenes Sommers begann, rannten wir drei mit Leidenschaft etwas sehr Unschuldigem entgegen – und spürten die unheimlichen Verheißungen des Lebens in den Fingerspitzen.

Jeder von uns hatte begonnen, den anderen auf vollkommen neue Weise wahrzunehmen, und allerlei Traumzustände mischten sich auf neue Art in unseren Alltag. Wir gehörten zusammen und waren doch jeder für sich. Dieses verwirrende Bewusstsein folgte uns überallhin und machte uns unruhig und nervös.

An dem Tag, als wir am Rand des Schlangengerölls haltmachten, um das Haus zu betrachten, das mit dem Schicksal auf du und du stand und von ferne unbewohnt aussah, waren wir vom Rennen ganz erschöpft. Der Schweiß lief uns herab, wir lachten wie aus einem Mund und blinzelten zum dunklen Rand des Fichtenwalds hinüber.

»Ob Moores wohl daheim ist?«

»Na klar. Wo sollte er sonst sein?«

»Dummkopf, auf Reisen natürlich – Neger abknallen.«

»Er schießt nicht mehr auf sie.«

»Und ob. Ihn juckt es in den Fingern.«